

Zunächst begann mein Leben an der Front mit einem kleinen Erfolgserlebnis. Bei einem Luftkampf im Februar 1943 wurde Johannes Steinhoff abgeschossen; jenseits der Straße von Kertsch machte er eine Bauchlandung und mußte schnellstens geborgen werden, bevor er in sowjetische Hände fiel. Sein Stab erwählte mich zu seinem Retter, woraufhin ich mit einem Fieseler Storch zur Taman-Halbinsel flog und ihn sicher nach Hause brachte. Das hatte sich ihm immerhin soweit eingeprägt, daß er mich in der folgenden Zeit gelegentlich als Kaczmarek zu seinen Einsätzen anforderte. Vorerst flog ich ohnehin mit wechselnden Rottenführern. Einer von ihnen war der Unteroffizier Otto Fönnekold, ein typischer Hamburger, der zwar erst im letzten Sommer zur Staffel gestoßen war, aber bereits eine zweistellige Zahl von Luftsiegen erzielt hatte. Wir fanden nicht nur in der Luft, sondern auch am Boden sofort einen Draht zueinander. Ein anderer war der Oberfeldwebel Willi Nemitz, den alle nur ‚Papa‘ nannten, was zum Teil gewiß an seinem biblischen Alter von 32 Jahren lag – Jagdflieger jenseits der 30 galten gemeinhin als fliegende Greise –, teils aber auch auf sein herausragendes Persönlichkeitsmerkmal verwies: Papa Nemitz, der Inbegriff eines sturen Pommern, hatte selbst im heißesten Tanz die Ruhe weg, achtete auf seine Schäflein, wog stets kaltblütig die Chancen gegen die Risiken ab und war damit seit Beginn des Ostfeldzuges zu über 60 Luftsiegen gekommen. Er führte unsere Staffel zweitweise, obwohl er nur Portepée-Unteroffizier war. Erfahrung und Können wogen mehr als silberne Litzen am Dienstanzug.

Aber all die Erfahrung und die Fürsorge um mich konnten den Schock nicht lindern, den ich auf meinen ersten Feindflügen erlitt.

Kaum war ich richtig eingetroffen, standen wir auch schon in rollendem Einsatz. Der Krieg verschlang ungeheure Massen von Menschen und Material. Den so dringend benötigten Nachschub transportierten zahllose Schiffe von Odessa und Rumänien über das Schwarze Meer zu den Häfen der Krim, zur Kuban-Halbinsel oder durch die Straße von Kertsch zu den verbliebenen deutschen Stützpunkten am Asowschen Meer. Diese Lebensadern für hunderttausende Heeressoldaten vor Luftangriffen abzuschirmen, war nun unsere Hauptaufgabe. Dafür mußten wir regelmäßig so weit auf See hinausfliegen, daß kein Küstenstreifen mehr zu sehen war: in einem einmotorigen Flugzeug, dessen Triebwerkswartung unter ständigem Mangel an Ersatzteilen litt, waren das Stunden voll innerer Anspannung, selbst wenn es nicht zu Kämpfen kam. Daneben hatten wir Aufklärer und Bomber ins gegnerische Hinterland zu begleiten, Tiefangriffe und freie Jagd zu fliegen. Auf jeden Einsatz folgte eine Nachbesprechung, während unsere Maschinen schon wieder betankt und munitioniert wurden. Vier Starts pro Tag waren keine Seltenheit, und nicht immer trafen wir auf Gegner. Aber wenn, dann überstürzten sich die Ereignisse mit solcher Wucht, daß man ihnen als Neuling einfach nicht gewachsen war.

In den ersten Gefechten fühlte ich mich dem Schicksal völlig ausgeliefert. Während im Funksprechverkehr schon feindliche Flugzeuge gemeldet wurden, starrte ich mit meinen scharfen Augen Löcher in die Luft und sah überhaupt nichts. Diese Gewißheit, daß sich um einen im scheinbar leeren Raum eine Bedrohung zusammenballte, gegen die man



Willi Nemitz.



Otto Fönnekold.



Herbert Kirnbauer.



Helmut Haberda.



Ein Teil der 5./JG 52 im März 1943. Von links: unbekannt, Ofw. Werner Naubur, Uffz. Kurt Komorowski, Olt. Helmut Haberda, Lt. Walter Wolfrum, Fw. Otto Schicketanz, Uffz. Manfred Eisermann, Uffz. Hofmann.



Der Flugplatz Kertsch IV.

selbst keine Initiative ergreifen konnte, trocknete die Kehle aus und legte sich wie ein eiserner Ring um die Brust, bis mein Rottenführer seine Maschine in einem jähen Angriffs- oder Abwehrmanöver herumriß und um uns, wo eben noch nichts als blauer Himmel gewesen war, die Luft zu kochen schien. Verzweifelt darum bemüht, nur nicht abzuplatzen und gleichzeitig nach hinten zu sichern, gewann ich keinerlei Überblick, bis der Spuk sich ebenso schnell verflüchtigt hatte, wie er über uns hereingebrochen war.

Wir hatten zahllose Luftkämpfe zu bestehen, über dem Schwarzen Meer, über dem Asow'schen Meer, über der Krim und der Kuban-Halbinsel, und was ich dabei zu sehen bekam, überstieg mein Vorstellungsvermögen bei weitem. Ich sah Flugzeuge in der Luft auseinanderbrechen, brennen und explodieren, ich beobachtete Piloten, die sich aus trudelnden Wracks befreiten und nun am Fallschirm niedergingen. Ich sah viele Maschinen steil zu Erde stürzen und in Aufschlagbränden verglühen, aus denen niemand mehr ausstieg. Diese Bilder brannten sich mir unauslöschlich ein. Mehr noch als ein Absturz über Land berührte mich das Ende über dem Meer: da schlug einer ins Wasser ein, und schon nach Sekunden sah es so aus, als sei nie etwas geschehen. Ein Flugzeug konnte mit seinem Piloten einfach verschwinden.

Die Luftkämpfe wurden mit unerbittlicher Härte geführt; niemand konnte sicher sein, den nächsten Tag zu überstehen. Ich erlebte nahezu täglich, wie es ist, wenn man einen Kameraden gerade etwas besser kennenlernt, abends mit ihm beim Bier beisammen sitzt, ins Gespräch kommt – und schon am nächsten Abend bleibt sein Platz leer, weil er von einem Feindflug nicht zurückgekehrt ist. Der Tod hielt scheinbar wahllos reiche Ernte. Wann es mich treffen würde, erschien mir als rein statistisches Rechenexempel. Jeden Tag konnte es soweit sein. Anderes zu hoffen, war Selbstbetrug.

Natürlich hatte man uns eindringlich ermahnt, im Einsatz nie längere Zeit geradeaus zu fliegen – für einen feindlichen Jagdflieger gab es keine deutlichere Aufforderung, im toten Winkel von hinten anzugreifen. Man mußte fortwährend in Bewegung bleiben, Höhe und Richtung ändern, immer wieder das Flugzeug durch einen Tritt ins Seitenruder zum Schieben bringen, Schlangenlinien fliegen, um über die Schultern nach hinten sichern zu können. – „5/5! Vollgas! Hochziehen!“ –: wie oft bekam ich solche und ähnliche Kommandos über Funk. Wie oft rettete mir ein Umsichtiger buchstäblich in letzter Sekunde das Leben, wie oft bemerkte ich erst dann, daß sich bereits ein oder mehrere Gegner an mich herangemacht hatten. Und dabei drohte Gefahr keineswegs nur von hinten unten – sie konnten von oben kommen, aus der Sonne, aus jedem Winkel ...

Was ich tagsüber erlebte, suchte meine heillos überreizte Psyche im Schlaf zu bewältigen. Die Bilder ließen mich nicht los. Wieder blickte ich über die Schulter in eine sowjetische Flugzeugnase, und so verzweifelt ich auch kurvte, stürzte und stieg, ich konnte dem Gegner nicht entkommen. Schließlich begann er zu schießen, ich sah Mündungsfeuer, hörte Metall unter Treffern zerfetzen, fuhr schreiend hoch – und fand mich naßgeschwitzt in meinem Bett sitzend wieder. Das konnte ich nicht lange durchhalten. Niemand konnte das. Tagsüber Luftkämpfe, Abschüsse, Abstürze, hastig zwischen den Einsätzen gerauchte Zi-

garetten, ein paar Bissen Eßbares, bevor es weiterging, und nachts wurde ich von Albträumen gequält. Ich zehrte bald von der letzten Substanz.

In dieses Leben an der Front wird man nicht hineingeboren; kein Mensch ist dafür geschaffen, jeden Tag im Bewußtsein seines nahen Endes einen aussichtslosen Kampf zu führen. Man muß in diese permanente Grenzsituation hineinwachsen, oder man geht an ihr zugrunde. Es gibt keine Ausbildungsvorschrift dafür, keine Fibel und keinen Lehrer.

Ich mußte kein Psychologe sein, um vielen meiner Kameraden anzusehen, daß es ihnen ebenso erging. Manche wurden immer stiller, andere hauten unnatürlich laut auf den Putz. Mancher schaffte es nicht, die nächste Zigarette aus dem Päckchen zu fingern. Mancher machte fliegerische Fehler, die ihm eigentlich schon auf der A/B-Schule ausgetrieben worden waren. Nur eins machte keiner: darüber reden. Dabei redeten wir viel, wenn der Tag lang war. Aber um seine Angst zog jeder eine unüberwindliche Mauer. Manche hatten das Glück, unter aufmerksamen Vorgesetzten zu dienen, denen die vielen kleinen Vorzeichen eines persönlichen Zerbrechens nicht verborgen blieben. ‚Abgeflogen‘ nannte man Piloten, deren Nervenkostüm nur noch in dünnen Fetzen hing. Wer abgeflogen war, wurde zur Erholung geschickt, wenn man hoffen durfte, daß er wieder als Jagdflieger verwendet werden konnte. Wenn nicht, erhielt er seine Versetzung zu einer Jagdschule oder einer anderen Waffengattung. Wenn aber ein Staffelpkapitän keinen Blick für den seelischen Zustand seiner Männer hatte, dann wurden die Abgeflogenen zur Gefahr für sich selbst und ihre Kameraden, bis sie fielen.

Auch ich glaubte, in den ersten Wochen auf der Krim an die Grenze dessen gestoßen zu sein, was ich aushalten konnte. Doch ohne daß ich heute noch zu sagen vermag, wann und warum: plötzlich, als hätte jemand einen verborgenen Schalter umgelegt, fiel alles Belastende von mir ab. Der Horror der täglichen Kämpfe drang nicht mehr bis in mein Innerstes, und auch die Albträume versiegten. Ich konnte wieder ruhig schlafen und entdeckte eine Unbekümmertheit an mir, die ich bisher nicht gekannt hatte. Vielleicht stellt sich dieser Fatalismus ein, wenn die Todesgefahr zum Alltag gehört wie das Wetter. Mit einem Mal jedenfalls war ich resistent. So hatte ich mich nach einiger Zeit zu einem brauchbaren Kaczmarek entwickelt, der nicht mehr so ohne Weiteres überrumpelt werden konnte, in jeder Lage wie eine Klette an seinem Rottenführer hing und diesem den Rücken freihielt. Nur eines fehlte mir: der erste Abschuß.

Längst schon waren neue Flugzeugführer nach mir bei der Staffel eingetroffen, und zumeist hatten sie bald den ersten eigenen Erfolg erzielt, aber mir wollte er einfach nicht gelingen. Als Schütze versagte ich völlig. Nun gut, wir hatten in der Ausbildung nie auf Luftziele geschossen – aber das galt auch für alle anderen, die nach mir gekommen waren. Nein, es mußte an mir selbst liegen. Fehlte mir doch noch jener Überblick über ein Gefecht, den man braucht, um sich seinen Gegner zu suchen, ihn zu stellen und niederzuringen? War ich vielleicht nicht entschlossen genug? Fehlte mir am Ende gar das Talent, mit dem richtigen Vorhalt auf ein bewegtes Objekt zu zielen? Letzteres wohl kaum. Wenn wir mit Karabinern auf Tontauben schossen, traf ich seltsamerweise. Warum nicht in der Luft?

Allmählich lernte ich zumindest, mich so zu beobachten, daß ich hinter meine Fehler kam. Ich eröffnete das Feuer aus viel zu großem Abstand, schoß zu kurz und orientierte mich an der Flugbahn meiner Leuchtspurgeschosse, statt auf das Reflexvisier konzentriert zu bleiben. Wenn die Perlenketten der Feuergarben irgendwo im Nichts verpufften, hielt ich die Waffenknöpfe weiter gedrückt und versuchte, sie durch ziehen oder drücken ins Ziel zu zwingen, was alles nur noch schlimmer machte. Ich ‚pinselte‘ stümperhaft um meine Gegner herum und an ihnen vorbei, kam leergeschossen zurück und wurde von erheblichen Selbstzweifeln geplagt.

Am 25. Februar 1943 begleitete ich Leutnant Herbert Kirnbauer, einen Grazer, der kaum länger an der Front flog als ich, aber bereits zwei Abschüsse erzielt hatte, auf einem Rotteneinsatz. Wir bekamen Feindberührung mit sowjetischen Jägern, es entwickelte sich ein schwungvoller Luftkampf, und im Laufe dieser Kurbelei flog mir völlig unverhofft eine LaGG-3 direkt vor die Rohre. Ich eröffnete sofort das Feuer, ohne daß es mein Gegner zu irgendeiner Abwehrbewegung brachte, und schoß und schoß, schoß mir wild entschlossen alle Verzagttheit aus dem Leib, bis das Feindflugzeug vor mir einfach aus dem Himmel fiel. Endlich!

Das Hochgefühl, das mich übermannte, läßt sich nicht beschreiben. Bei unserer Rückkehr stach ich neben Kirnbauer den Platz an und wackelte stolz mit den Tragflächen, um meinen ersten Luftsieg zu verkünden. Die da unten sollten auch sehen, daß der Knoten endlich geplatzt war! Ich wußte, daß meine Mechaniker mit mir fieberten: Ich war ihr Pilot und flog ihr Flugzeug; sie hatten mit mir gelitten und gehofft, sie hatten den Lohn ihrer täglichen und oft auch nächtlichen Mühen genauso herbeigesehnt wie ich, und nun war es soweit.

Wir landeten und rollten nebeneinander auf dem Liegeplatz der 5. Staffel aus. Glückstrahlend klappte ich die Kabinenhaube auf und löste mich aus den Gurten, während sich Kirnbauer nebenan schon aus seiner Kabine gestemmt hatte, von der Tragfläche seiner Messerschmitt gesprungen war und zu mir herübergerannt kam. Der erste Gratulant!

Fehlanzeige.

„*Daß ich nicht lache!*“, tippte er sich an die Stirn, „*ich glaub’, du träumst wohl! Du behauptest allen Ernstes, daß Du den Russen abgeschossen hast?*“

Mittlerweile hatte auch ich wieder festen Boden unter den Füßen und wir standen uns fast auf Tuchfühlung gegenüber. Kirnbauer kam richtig in Fahrt und war nun überhaupt nicht mehr zu bremsen.

„*Den hab’ ich erwischt!*“, bellte er, „*ich! Nur ich! Was bildest du dir eigentlich ein? Vorbeigepinselt hast du! So wie immer!*“ Bevor ich auch nur ansetzen konnte zu einer Erwiderung, hatte er schon kehrtgemacht und war losgelaufen, um Zeugen für den Aufschlag meines Opfers zu suchen, dabei fortwährend betonend, daß ihm, und zwar ausschließlich ihm dieser Abschuß zuzuschreiben sei. Äußerlich ruhig versuchte ich, bei Helmut Haberda, unserem Staffelführer, die Dinge geradezurücken, aber meine Einwände verhallten ungehört, und am Ende hatte ich mich zu fügen.